Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 7

Artikel: Der Festschmaus
Autor: Hügli, Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636575

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Festschmaus

Eine Fastnachtgeschichte von Emil Hügli

In der kleinen Stadt Grischèra saßen an einem Fastnachtssamstag sechs Männer um den runden Stammtisch der Weinstube „Zum Frohsinn" versammelt und plauderten bei einem guten Tropfen Veltliner über dies und das, was die Zeit eben in den Vordergrund zu stellen beliebte. Es konnte nicht fehlen, daß dabei auch von dem eben bevorstehenden Fastnachtsfest die Rede war, das man auch im Grischèra ein paar Tage lang zu begehen pflegt.

Die jüngeren Leute rühmten die Ausschmückung verschiedener Wirtschaftsräumlichkeiten und ließen es sich nicht entgehen, das ältliche, die Weinstube führende Fräulein Bärbi zu necken, weil sie nichts dergleichen in ihrem Lokal unternommen hatte, worauf sie ruhig anwortete: „Meine besten Stammgäste wollen halt von dem Flitterzeug nichts wissen!"

„Und mit Recht", unterstützte sie der ziemlich dicke Flaschnermeister, wenn Ihr das dumme Zeug mitmachen würdet, kämen wir acht Tage lang nicht mehr in Eure Stube . . ."

„Jawohl! Jawohl!" stimmten der Tapezierer zu seiner Rechten und der Schlossermeister zu seiner Linken bei.

„Da habe ich es anders", sagte Baldi, der fröhliche Zuckerbäcker, „ich freue mich immer auf die Fastnacht, auf die flotten Dekorationen und auf das lustige Treiben. Man darf sich dann auch etwa einen Spaß erlauben, ohne daß es einem die Leute übel nehmen . . ."

„Nur, daß manches, was für den einen ein Spaß ist, für den andern ein rechter Aerger sein kann", fiel ihm der Flaschnermeister ins Wort, der vor Jahren wegen einem gar zu zünftigen „Räuschlein", das er im Freien ausgeschlafen hatte, im Fastnachtsumzug verspottet worden war und seither diese Festzeit nicht mehr leiden mochte.

„Die Fastnacht ist ein großer Humbug", erklärte er jetzt mit Stentorstimme, dieweil der alte Aerger in ihm aufstieg, „ein Humbug, der für Schelme, Spitzbuben und anderes Lumpenpack gut sein mag, nicht aber für ernste, gesetzte Leute!"

Der Zuckerbäcker räusperte sich etwas spöttisch und rief dann zum Flaschner hinüber: „Hollah, hollah, Fritz — komm' uns nicht so freundlich daher; wir drei da, der Heiri, der Sepp und ich, wir sind alle im Fastnachtskomitee und lassen uns das Festchen nicht heruntermachen. Sind wir nicht gute Bekannte von dir? Sind wir etwa Schelme, Spitzbuben und Lumpenpack? Du, so mußt du uns nicht kommen. Es heißt nicht umsonst:

Ein bißchen Spaß und Uebermut
Tut jedem Menschen einmal gut!

„Der Fritz hat ganz recht", kam der Flaschner nun dem Tapezierer zu Hilfe, „wegen der lumpen Fastnacht kommt mir kein einziger Mensch mehr als sonst ins Geschäft, und zu dir, denke ich, auch nicht?" wandte er sich an den Schlossermeister, der sogleich kopfschüttelnd antwortete: Natürlich nicht!"

Dann wandte sich der Tapezierer an die Verteidiger des Festchens und sagte: „Ihr drei habt wenigstens noch etwas davon; der Sepp kann beim Aufputzen der Fastnachtswagen ein paar Liter Oelfarbe verschmieren, du Heiri kriegst durch die Narren, die sich bei dir maskieren und coiffieren lassen, vermehrte Arbeit, und daß ein Konditor ein paar süße Stücklein mehr verkaufen kann als an gewöhnlichen Tagen, das wird wohl auch stimmen . . . Für uns drei fällt aber gar nichts ab . . . Und überhaupt, der Fritz hat recht — die Fastnacht ist eine Lumperei!"

„Eine verdammte", ergänzte der Flaschner mit Nachdruck, und fuhr dann lächelnd, wie einer, der etwas Köstliches erwartet, fort: „Nur müßt ihr drei nicht glauben, daß wir nicht auch die Gemütlichkeit zu schätzen wissen. Wenn ihr euch dann am Fastnachtsdienstag in euren bunten Fetzen in der Stadt herumtreibt, wollen wir drei uns hier erst recht gütlich tun . . . Ich habe da bei einem Bäuerlein auf dem Lande noch ein paar Fünfliber zugute, und da er nicht berappen kann, will er mir an Zahlungsstatt einen schönen Schinken geben, und den werde ich mir morgen Sonntag holen." Und indem er sich an Bärbi wandte, fuhr er fort: „Das hüftige Schinklein müßt Ihr uns dann am Dienstagnachmittag kochen und wacker Sauerkraut und Kartoffeln dazu. Dann kommen wir am Abend um halb acht Uhr und wollen uns an dem saftigen Mahl erlaben . . . Und wie wird uns der Veltliner dazu schmecken! Beim Eid, da kann uns dann die ganze Fastnachtslumperei gestohlen werden!"

„Fragt sich nur, wo dann die größere Lumperei zu finden ist — bei eurer fetten Schmauserei oder bei unseren lustigen Fastnachtsscherzen", erwiderte der Zuckerbäcker lachend, „und wenn ihr meint, wir andern seien Schelme — nun, am Ende bekommt ihr noch recht."

„Soll uns herzlich freuen — uns alle drei!" bemerkte der Flaschner mit Ueberlegenheit und die andern Fastnachtsgegner stimmten mit lautem „Jawohl! Jawohl! lebhaft bei.

Der Konditor sagte nur noch: „Fräulein Bärbi, vergeßt nicht, was ihr jetzt gehört habt", dann bezahlte er die Zeche und ging mit seinen besonderen Freunden davon.

•

Als Fräulein Bärbi am Fastnachtsdienstag abends nach sieben Uhr am Herde stand und aus einem großen Kochtopf den Schinken herausnahm, um ihn sorgfältig auf das Sauerkraut zu legen, das im Topfe nebenan sanft brodelte, erschrak sie nicht wenig, wie sie nun drei maskierte Gestalten im Gärtchen des Hinterhauses herumgeistern sah. Gleich traten auch die beiden Harlekine und der rote Teufel ans Küchenfenster heran und riefen zu ihr herein:

„Fräulein Bärbi, Fräulein Bärbi, kommt hurtig heraus! Euer Kater liegt da draußen im Schnee und will den Geist aufgeben!"

Das Fräulein ließ sich aber nicht so schnell hinauslocken, und da sie sah, daß ihr Liebling unter dem Küchentisch den Schlaf des Gerechten schlief, rief sie nur spöttisch zum Fenster hinaus:

„O, ihr Lügennarren, packt euch davon!" Und wirklich verschwanden die drei im Dunkel wie sie gekommen waren.

Kaum mochten aber einige Minuten vergangen sein, so hörte sie, wie drinnen in der Gaststube das Telephon anläutete, und schon rief auch ein Gast in den Korridor hinaus: „Fräulein, man wünscht Sie zu sprechen!" So verließ sie denn nun doch „für ein paar Augenblicke" den Herd mit seinen duftenden Köstlichkeiten.

Das aber war just der Augenblick, den die maskierten Gesellen ersehnt hatten. Zwei von ihnen, die im Dunkel des Gartens immerfort nach der Küche gesperbert, eilten nun wie ein Biswind durch den Korridor hinein in die Küche und machten sich schleunigst an den Herd heran. Der große Kochhafen, in welchem das Schinklein bereits aufs Sauerkraut gebettet lag, wurde — hopp! hopp! — herausgehoben und im Galopp ging's hinüber zur „Goldenen Kugel", wo der Raub vorläufig im Hausgang deponiert wurde. Dort stand der Konditor als roter Teufel immer noch am Telephon und sprach im Tone des Flaschnermeisters zu jemand, der mit weiblicher Stimme Antwort gab . . . Da mochte die Zeit schon reichen, um auch noch den Hafen, in welchem die Kartoffeln sotten, zu holen. Und wirklich stand dieser auch bald neben dem andern, aus welchem Schinken und

Sauerkraut ihre „anmächeligen“ Düfte verbreiteten . . . „Adieu, Fräulein Bärbi“, sagte jetzt der Konditor noch, „ich hoffe, der Schmaus wird uns schmecken!“

Und „Ja, ja, gewiß“, antwortete im Hörrohr die hohe Stimme. Dann hängte der Belzebub den Hörer an den Apparat und im Korridor hob ein Trio-Gelächter an, daß die Wände dröhnten.

Rasch war der „Kugel“-Wirt in alles eingeweiht, und da ihm die Weinstube des Fräuleins Bärbi von jeher ein Dorn im Auge gewesen war, freute er sich, den drei Gesellen zu Gefallen zu sein und in einer Nebenstube den Tisch für sie zu decken.

Aber welch ein Entsetzen mußte unter dessen das arme Wirtsfräulein erleben! Als sie mit raschen Schritten wieder in die Küche trat und sah, daß das Feuer frei aus den runden Löchern des Herdes emporloderte und die großen Kochhäfen radikal verschwunden waren, glaubte sie zuerst, ein wüster Traum narre sie. Sie hielt ihre Hände über die Feuerlöcher, um sich zu überzeugen, ob denn in Wahrheit die Töpfe fehlten; die Flammen, die ihr die Fingerspitzen heißglühend berührten, überzeugten sie davon, daß es da nichts mehr zu zweifeln gab. Sie stand noch niedergeschlagen am entwerteten Herde, als der Flaschnermeister unter die Küchentüre trat und ihr zurief: „Da wären wir nun, Bärbi; kannst gleich anrichten, wir haben einen Riesenhunger.“

„O, du lieber Gott“, seufzte Bärbi, fast weinend, „es ist leider schon angerichtet — das Unheil!“ Damit zeigte sie auf den entblößten Herd und jammerte weiter: „Gestohlen! Schinken! Sauerkraut, Kartoffeln — alles wurde mir vom Feuer weg gestohlen, als ihr mich vorhin ans Telephon rufen ließet und mir sagtet, daß Ihr und Eure Freunde mit einer kleinen Verspätung eintreffen werdet.“

„Der Teufel muß Euch telephoniert haben, nicht ich“, wehrte Meister Fritz ab, ohne sich bewußt zu werden, welche Wahrheit er damit aussprach. Bald darauf standen auch der Tapezierer und der Schlossermeister in der Küche, schwere Enttäuschung in ihren Gesichtern, und ahnungsvoll sprach jetzt der letztere:

„O Fritz, Fritz, warum hast du gesagt, die Fastnachtslumperei könne dir gestohlen werden — jetzt ist's so weit!“ Und indem sie sich die Tränen von den Augen wischte, klagte das Fräulein:

„Dabei habt ihr noch alle gesagt, ihr würdet euch herzlich freuen, wenn ihr recht bekämet und sich zeigen würde, daß die anderen Schelme seien . . .“

Zur Bestätigung dessen, was Bärbi gesagt hatte, schlüpfte später ein munterer Page in die Weinstube, übergab im Vorbeigehen dem Flaschnermeister ein Brieflein und verschwand, wie er gekommen war. Es war zwar ein schwacher Trost für den entschwundenen Festschmaus, als sie nun auf dem Papier das Sprüchlein lasen:

„Ihr lieben Freund', ihr guten, alten!
So habt ihr also recht behalten:
Von Herzen freut euch denn dabei . . .
Ein Hoch der Fastnachtsschelmerei!“

Da blieb ihnen denn nicht viel anderes übrig, als gute Miene zum „bösen Spiel“ zu machen. Und da man bekanntlich nie gerne der Düpierte im Spiele ist, so ließen sie alles auf sich beruhen und hüteten sich in Zukunft, gegenüber Freunden der Fastnacht ihre moralische Ueberlegenheit beweisen zu wollen.

Kleine Umschau.

Der Trauermarsch.

Wir meinen nicht irgendeinen Trauermarsch, nicht denjenigen aus der „Eroica“ oder den andern aus der „Götterdämmerung“. Nein, wir meinen denjenigen von Chopin, und nur diesen. Er ist bekannter als Chopin selber; jeder hat ihn schon einmal gehört. Vielleicht am Fackelzug letzthin, oder — ja, vielleicht auch im Konzert, das Cortot letzte Woche in Bern gegeben hat. Damals haben w i r ihn jedenfalls zum letzten Mal gehört, und darüber sei hier unser Eindruck wiedergegeben.

Wir sind nicht eingeweiht in die Geheimnisse der Götter und wissen es nicht, was Cortot selber von diesem seinem Konzert gedacht hat. Das unaufhörliche Gehüstel und Gehuste, das sein Spiel begleitete, hat er wohl, mit Fug und Recht, auf die Grippe zurückgeführt, die gegenwärtig in Bern grassiert. Es mag ihm dabei sogar eine gewisse Genugtuung bereitet haben, daß so und soviele Berner, der heimtückischen Krankheit unerachtet, an seinen Klavierabend gekommen waren. Was aber hat er wohl von jenem Zwischenfall gehalten, der einmal sein Spiel unterbrach? Es wäre interessant zu wissen, was dabei seine Gedanken und Gefühle gewesen sind.

Denn — das läßt sich nun wohl nicht mehr verheimlichen — in seinem Konzert hat es einen Zwischenfall gegeben. Nach den Kinderszenen von Schumann war Cortot so andauernd applaudiert worden, daß er sich schließlich hingesetzt und — obwohl eine Pause vorgeschrieben war — in seinem Programm fortgefahren hatte. Mit dem Manne, der die Beleuchtung des Saales unter sich hatte, mochten das wohl nicht wenige für eine Zugabe gehalten haben. Es war aber, programmgemäß, wie gesagt, die Chopin'sche B-Moll-Sonate, und wer auch nach deren zweitem Satze nicht im Bilde war, dem konnte mit dem dritten geholfen werden. Denn das war nun die berühmte Marche funèbre — eben unser Trauermarsch.

Aus großer Ferne schon hören wir seinen Zug herannahen. Majestätisch sehen wir ihn vor uns auftauchen; mit düsterm Gepränge zieht er gemessen an uns vorüber. In seiner Mitte, aber unberührt von all dem unerhörten Pomp, schreitet ein Prinz, ein König . . . der Tod selber ist es. Tiefe Schwermut liegt auf seinen Zügen; wie er aber bei uns vorbeikommt, leuchtet sein Antlitz in unbeschreiblicher Schönheit auf. Still und fein erstrahlt es in einsamem Glück, mit dem Ausdruck letzter, überirdischer Reife . . . Ja, so ist das mit diesem Trauermarsch.

Aber noch ist er nicht vorüber. Wie er sich naht, hören wir, wie hinter uns jemand aufschluchzt; eine junge Frau ist es. Vergeblich sucht sie, wieder Fassung zu gewinnen. Nun aber ist er da, vor uns, neben uns, der Trauerzug; niemand will sich jetzt weiter stören lassen und mit Gezisch und halblauten Zurufen verweist man der Schluchzenden die Ablenkung. In ihrer Nähe steht man auf, um sie wegzuführen. Und da geschieht das Unfaßliche: sie nimmt den Schein einer grandiosen Vision für Wirklichkeit, sie schreit auf und will dem Zuge Einhalt gebieten . . .

Wir wissen von Tolstoi, daß er mitunter aus Konzerten weggelaufen ist. Er hatte irgendwie Angst vor der Musik; mit ihr kam eine fremde Macht über ihn, panisch, urweltlich, und er spürte, wie es in ihm zu quellen und zu brodeln begann in beunruhigender, gewaltsamer Gärung. Er fürchtete sich hinzugeben, er lief davon . . . Wir aber haben es im Cortot-Konzert erlebt, wie sich jemand dieser Gewalt stellte, und für Augenblicke ist sie dadurch auch für unsereiner losgebunden, wirklich und wirksam gewesen.

H. W.